

**k**

**LINUS GIESE**

Lieber Jonas *oder* Der Wunsch  
nach Selbstbestimmung

Briefe an die kommenden Generationen

**BAND 1**

Für alle trans\* Kinder und Jugendlichen:  
Ihr seid gut so, wie ihr seid

Lieber Jonas,

du wunderst dich vielleicht darüber, dass du von mir einen Brief bekommst, und ich habe auch lange darüber nachgedacht, ob das überhaupt der richtige Weg ist, um dich zu erreichen. Schreiben Menschen sich heutzutage noch Briefe? Ist das überhaupt noch zeitgemäß? Ich habe mich dazu entschlossen, dir zu schreiben, weil unsere kurze Begegnung mir noch lange im Kopf geblieben ist.

Ich bekomme zurzeit viele Nachrichten von Menschen, die mich um Hilfe bitten. Die sich Rat suchend an mich wenden, weil sie nicht wissen, ob sie wirklich trans\* sind oder wie sie sich bei ihren Eltern outen sollen. Das sind oft Menschen, die sich ganz viele Fragen stellen und sonst niemanden zum Reden haben. Manchmal kommen sie

auch direkt in den Buchladen, in dem ich arbeite, mit einem dringenden Bedürfnis nach Austausch, Aufmerksamkeit, Zuwendung. Ich habe regelmäßig das Gefühl, die Erwartungen, die sie an mich haben, nicht erfüllen zu können. Damit meine ich nicht nur die ganz konkreten Erwartungen an mich als vermeintlichen Experten, wie der Wunsch nach Rat, Hilfe oder Antworten, sondern auch die Erwartungen an mich als Person. Diese Erwartung setzt sich zusammen aus dem, was Menschen durch mein Buch und meine sozialen Kanäle über mich zu wissen glauben.

In meinem Buch steckt ein Teil von mir, ein zugewandter und offener Teil, der sich traut, sich auch verletzbar zu zeigen – doch das ist nur ein kleiner Ausschnitt meines Lebens. An meinem Arbeitsplatz kann ich nicht immer zugewandt und offen sein, weil ich dort als Buchhändler arbeite und nicht gleichzeitig die Rolle als Berater, als verständnisvoller Freund, als geduldiger Zuhörer oder auch als Vorbild ausfüllen kann.

Diesen Konflikt in mir habe ich auch gespürt, als wir uns begegnet sind. Ich hätte dir so gerne etwas von deiner Angst genommen und dir Zuversicht, Kraft und Mut geschenkt, aber die Zeit reichte dafür einfach nicht aus. Ich hoffe, einiges von dem, was ich dir hätte sagen wollen, findet sich in diesem Brief.

Erinnerst du dich noch daran, wie wir uns vor etwa einem Jahr kennengelernt haben? Oder ist unsere Begegnung nur mir so stark im Gedächtnis geblieben?

Es war ein Freitagnachmittag Ende Juli, als du gemeinsam mit deiner Mutter die Buchhandlung betreten hast, in der ich damals arbeitete. Ich weiß das noch so genau, weil du mir erzählt hast, dass du am nächsten Tag zusammen mit deiner Mutter zum Christopher Street Day gehen wolltest. Das hat mich damals sehr berührt. Ich konnte mir gut vorstellen, wie wichtig es für dich sein muss, dass deine Mutter dich unterstützt.

Ich kenne so viele Kinder, Jugendliche und auch erwachsene Menschen, denen diese Unterstützung verwehrt bleibt – oder lange verwehrt geblieben ist. Zwar sind mir keine offiziellen Statistiken bekannt. Aber ich weiß, sie alle wünschen sich nichts sehnlicher, als von ihren Eltern, Großeltern oder auch von ihren Kolleg\*innen gesehen und akzeptiert zu werden und dass man sie bei dem Namen nennt, der sich für sie selbst richtig anfühlt.

Ich muss an dieser Stelle an eine Dokumentation über ein trans\* Mädchen zurückdenken, die ich vor einiger Zeit im Kino sah: Darin kämpft die Mutter des Mädchens auf beeindruckende Weise dafür, dass ihr Kind so sein darf, wie es ist – auch in der Schule, gegen zahlreiche Widerstände der Leitung, der Lehrer\*innen oder auch der Eltern ihrer Mitschüler\*innen. Diese Form der bedingungslosen Solidarität und Akzeptanz ist so wichtig. Forscher\*innen der Universität Texas veröffentlichten 2018 eine Studie, laut der das Risiko, an einer Depression zu erkranken oder Suizid zu begehen, signifikant sinkt, wenn trans\* Menschen in der

Schule, auf der Arbeit oder in ihrem häuslichen Umfeld mit ihrem selbst gewählten Namen angesprochen werden.

Damals bei uns im Laden warst du ganz aufgekratzt – du wirktest glücklich. Deine Mutter und du erzähltest mir, wie ihr beide mein Buch *Ich bin Linus* gelesen habt. Du hattest dein Exemplar extra mitgebracht, damit ich es dir signiere. »Lieber Jonas, bitte nicht vergessen: Niemals aufhören anzufangen«, schrieb ich hinein und unterzeichnete mit meinem Namen. Ich schreibe diese Worte in viele der Bücher, die ich signiere, denn ich glaube fest daran, dass sie wahr sind.

Kurz bevor ihr wieder gehen wolltet, sagte deine Mutter: »Das ist alles gar nicht so einfach, Jonas hat den ganzen Weg ja noch vor sich.« Diese Worte sind mir lange im Gedächtnis geblieben. Vielleicht kann ich euch beiden mit meinem Brief ein paar eurer Ängste und Befürchtungen nehmen, und gleichzeitig Freude und Neugier wecken – auf alles, was noch vor euch liegen könnte.



Jetzt sitze ich hier an meinem Schreibtisch in Berlin, ich bin sechsunddreißig Jahre alt, draußen wird es bereits langsam dunkel, aber es ist immer noch warm. An diesem Schreibtisch saß ich auch vor drei Jahren, damals schrieb ich meine eigene Geschichte auf. Es ist ein großer, schwerer Schreibtisch mit vielen Schubladen. Es brauchte zwei starke Männer, die ihn schweißgebadet zu mir in den dritten Stock trugen.

Vor zwei Jahren erschien meine Geschichte mit dem Untertitel *Wie ich der Mann wurde, der ich schon immer war*. Darin erzähle ich von meinem Coming-out und Leben als trans\* Mann. Seitdem das Buch erschienen ist, bin ich in zahlreiche Städte gereist, um daraus zu lesen. Und bei fast jeder dieser Veranstaltungen hatte ich das Gefühl, dass sich im Laufe des Abends ein Raum zur ernsthaften, aufrichtigen Begegnung öffnet. Ein Begegnungsraum für Menschen, die den Wunsch nach Austausch haben, nach einem Gespräch. Die verstehen wollen, die sich mir oder vielleicht auch sich selber näher fühlen wollen.

Ich denke oft darüber nach, warum mein Buch für viele Menschen zu einer Art Identifikationsfläche geworden ist. Es gibt noch nicht allzu viele Bücher, in denen trans\* Menschen ihre Lebensgeschichte erzählen dürfen – bei meinem eigenen Coming-out las ich *Darling Days* von iO Tillett Wright, das damals zu meiner Identifikationsfläche wurde. Was mich an dem Buch am meisten faszinierte, war die Tatsache, dass die Geschichte von iO Tillett Wright nicht gradlinig verlief, sondern ganz viel Raum für Umwege, Irrwege und Zweifel ließ. Menschen, die trans\* sind, sehen sich oft mit bestimmten, engen Erwartungen konfrontiert – wenn du sagst, du bist ein Mann, dann kann es sein, dass dein Umfeld von dir erwartet, dass du dich jetzt auch wie ein Mann verhältst, was auch immer das bedeuten mag.

In den ersten Monaten nach meinem Coming-out hatte ich das Gefühl, mich jetzt wie der männlichste Mann verhalten zu müssen, den die Welt jemals gesehen hat. Doch was bedeutet »männlich sein« überhaupt? Vielleicht ist dir auch schon einmal aufgefallen, dass wir in der Öffentlichkeit kaum

über positive Arten von Männlichkeit sprechen, sondern Männer oft nur dann zum Thema werden, wenn es um »schlechte« oder gar »toxische« Männlichkeit geht: um Männer, die breitbeinig in der U-Bahn sitzen, oder um Männer, die keine Gefühle zeigen können. Ich wollte niemandem in der U-Bahn Platz wegnehmen und ich wollte auch nicht damit aufhören, sanft und zart zu sein – aber wie konnte ich trotzdem mein Ziel erreichen, von der Gesellschaft als Mann wahrgenommen zu werden? Ich glaube, das ist eine Frage, die viele trans\* Männer – und trans\* Frauen – beschäftigt. In ihr spiegelt sich der verzweifelte Wunsch nach Akzeptanz, der Wunsch danach, gesehen und akzeptiert zu werden.

Die schönste Erkenntnis der letzten fünf Jahre ist für mich, dass meine Identität nicht festgeschrieben ist: Ich bin ein trans\* Mann, das heißt, mir wurde bei der Geburt das falsche – also in meinem Fall das weibliche – Geschlecht zugewiesen. Doch was es genau bedeutet, trans\* zu sein, ist für mich wie eine weiße Leinwand, die von jedem Menschen

ganz unterschiedlich ausgefüllt werden kann. Ich glaube, das ist lange Zeit anders gewesen – ich glaube, es gab in unserer Gesellschaft lange Zeit die Vorstellung, dass trans\* Menschen sich durch zahlreiche Operationen in ein anderes Geschlecht verwandeln (müssen) und fortan in diesem Geschlecht leben. Es gibt sicherlich auch zahlreiche trans\* Menschen, für die das ein erstrebenswerter Lebensentwurf ist. Doch für mich ist es das nicht. Mein Körper wird mein Leben lang trans\* bleiben, auch weil ich kein Bedürfnis nach so etwas wie einem Penis-Aufbau habe. Ich wünsche mir auch nicht, dass meine Narben nach der Brustentfernung restlos verblassen – ich mag diese sichtbaren Narben, sie sind ein Teil von mir.

Ich möchte Menschen dazu befähigen, selbst herauszufinden, was sie brauchen, um glücklich zu sein: Ist es die Namensänderung, sind es Hormone oder ist es eine Operation? Es ist unglaublich schmerzhaft in einer Gesellschaft aufzuwachsen, die nur zwei Räume kennt – nur zwei Kategorien, zwei Boxen –, ich möchte Raum für Menschen

schaffen, die aus diesen beiden Kategorien herausfallen. Wir brauchen neue Räume.

Während eines Vortrages zur Gesundheitsversorgung von trans\* Menschen, den ich vor Medizinstudent\*innen hielt und an den ich noch oft denken muss, kam es dazu, dass eine Person aus dem Plenum in der Abschlussrunde tief Luft holte und sagte: »Ich bin mir gar nicht mehr sicher, was es bedeutet, ein Mann zu sein, und ob ich wirklich einer bin und sein möchte.« In diesem Moment wurden wir alle, die in dem Raum versammelt waren, gemeinsam Zeuge eines Erkenntnisprozesses, eines Hinterfragens: »Wer bin ich eigentlich? Und warum habe ich mein ganzes Leben lang angenommen, ein Mann zu sein?« Ich habe diesen Moment als sehr bewegend in Erinnerung behalten, ich weiß aber, dass ich damals auch geschockt und ein bisschen traurig gewesen bin. Woran könnte es liegen, dass dieser Mensch erst im Rahmen eines solchen Vortrags den Mut und die Kraft findet, sich diesbezüglich zu hinterfragen? Ich glaube, dass es vielen von uns – und mit *uns* meine ich an dieser

Stelle alle Menschen, die nicht cis oder hetero sind – das ganze Leben lang an Begegnungsräumen fehlt, in denen die geschlechtliche Zuschreibung oder die eigene Identität infrage gestellt werden darf.

Geschlecht ist etwas, das dir mit der Geburt zugewiesen und im Laufe des Lebens von der gesellschaftlichen Wahrnehmung immer weiter zementiert wird – niemand gibt dir die Idee mit auf den Weg, dein Geschlecht wäre etwas, das hinterfragt oder gar verändert werden darf. Dabei brauchen wir für Kinder und Jugendliche, aber auch für erwachsene Menschen, Räume, in denen wir sanft und verletzlich sein dürfen, in denen wir auch Fundamentales infrage stellen dürfen – und ganz wichtig: Räume, in denen wir nicht alleine sind. Räume, in denen wir uns wohl und sicher und mutig fühlen können, denn es braucht Mut, um herauszufinden, wer wir wirklich sind.

Ich selbst finde derartige Räume vor allem an Orten der Community: Seit über einem Jahr laufe ich nun schon in einer Wandergruppe für trans\*, inter

und nicht-binäre Menschen mit. Ich muss mich in diesem Rahmen nicht erklären oder rechtfertigen, sondern ich darf einfach nur sein. Vor ein paar Tagen habe ich in meiner Story auf Instagram einen Hinweis auf einen queeren Laternenlauf geteilt, auch das kann vor allem für Kinder ein schöner Raum sein, um anderen Menschen nah zu sein. Ich glaube, diese nach außen begrenzten Räume können eine wichtige Schutz- und Erholungsfunktion haben. Wir müssen uns in unserem Alltag so oft verstecken, anpassen oder bestimmte Verhaltensweisen kompensieren, um den Schein zu wahren, dass wir Orte brauchen, an denen wir die Maske abnehmen dürfen und wieder Energie tanken können.

In Berlin wird seit 2020 zum Beispiel auch der Lebensort *Vielfalt* am Südkreuz gebaut. In dem Gebäude plant die Schwulenberatung Berlin ein Mehrgenerationenhaus für homo-, bi-, trans\*-, und intergeschlechtliche Menschen, Beratungsstellen und Pflegeplätze. Zudem soll dort eine schwullesbische Kita eröffnet werden, in der 93 Kinder

betreut werden können. Ein solcher Ort ist notwendig, weil Kinder aus sogenannten Regenbogenfamilien in vielen Kindergärten nicht mitgedacht – oder miterzählt – werden, denn zu tief verwurzelt ist vielerorts noch die Vorstellung, dass eine Familie aus einer Mutter und einem Vater bestehen muss.

An dieser Stelle wird oft die Sorge geäußert, dass Menschen – besonders Kinder – sich anstecken, buchstäblich infizieren könnten. Wenn trans\* Menschen im Schulunterricht oder auch in Filmen, Serien oder Büchern nicht (mehr) vorkommen würden, wenn Kinder mit diesen Themen nicht in Berührung kämen, dann liefen sie auch nicht Gefahr, »trans\* zu werden«, wird dann argumentiert. Diese Sorge hat auch einen Begriff, sie wird oft als »Frühsexualisierung« bezeichnet.

Im Frühjahr 2022 sorgte ein Beitrag in der *Sendung mit der Maus* für Aufsehen, in der die Geschichte einer trans\* Frau erzählt wurde, die lange Zeit auf der Straße gelebt hat und ihrem Leben mit ihrem Coming-out eine neue Wendung gab. Katjas Ge-



schichte ist ein schöner und ermutigender Blick auf eine Lebensrealität jenseits des Mainstreams. Die anschließende Empörung war ohrenbetäubend, der ehemalige Chef-Redakteur der *BILD*-Zeitung twitterte von der »Zwangsm Maus«, und Eltern beschwerten sich, dass ihre Kinder viel zu früh mit einem viel zu sensiblen Thema konfrontiert gewesen seien. Wochen später folgte ein umfangreiches Dossier in der Tageszeitung *Die Welt*, in der fünf angebliche Wissenschaftler\*innen darüber schrieben, wie ARD und ZDF unsere Kinder frühsexualisieren würden.

Der Journalist Claas Gefroi entgegnete darauf in einem Text für den *Bayerischen Rundfunk*: »Trotzdem bin ich sehr dankbar über dieses Pamphlet. Denn es macht deutlich, dass es bei der Debatte um Sexualität von Kindern um Ängste geht. Gar nicht um die der Kinder. Die sind oft – und in diesem Fall ganz offenkundig – nur der Vorwand, um einem verzerrten Bild der Wirklichkeit eine Stimme zu verleihen. Es geht um die angebliche Sexualisierung von allem und jedem sowie um

eine vermeintliche Agenda gegen das Dogma der Heteronormativität.«

Ich möchte an dieser Stelle gerne ergänzen, dass es selbstverständlich nicht nur um das Dogma der Heteronormativität geht, sondern auch um das Dogma der Cisnormativität. Doch was ist damit überhaupt genau gemeint?

Der Begriff Heteronormativität hängt nicht davon ab, ob eine Person wirklich heterosexuell ist, sondern er geht von einer Weltanschauung aus, in der es ausschließlich heterosexuelle Beziehungen geben kann. Das zeigt sich zum Beispiel darin, dass einem kleinen Mädchen gesagt wird, dass sie später mal einen Mann heiraten wird – weil das für manche Menschen der einzig mögliche Lebensentwurf ist. Analog dazu geht der Begriff Cisnormativität davon aus, dass alle Jungen einen Penis haben oder alle Mädchen eine Vulva. Bei beiden Begriffen wird Menschen etwas übergestülpt, was sich manchmal eng wie ein Korsett anfühlen kann. Vielleicht geht es deshalb auch um ein Dogma der Normativität. Wir leben in einer Welt, in der ein

Großteil der Menschen davon ausgeht, dass sie selbst und ihre Kinder cis und heterosexuell sind, weil das so sein muss und schon immer so gewesen sei. Weil das normal sei. Umso wichtiger ist es, dass wir an unterschiedlichen Stellen versuchen, diese »Normativität« infrage zu stellen und aufzubrechen.

Bei einer Veranstaltung in der Berliner Schaubühne sprach der Schauspieler Tucké Royale von einem »Serviervorschlag«, der uns von der Gesellschaft gemacht wird. Ein solcher »Serviervorschlag« könnte zum Beispiel sein, dass du als Frau einen Mann findest und dich zu Hause um die Kinder kümmerst. Ein anderer »Serviervorschlag« könnte bedeuten, dass dein Lebensweg darauf ausgerichtet ist, irgendwann die Firma deiner Eltern zu übernehmen. Der Begriff »Vorschlag« klingt wie ein Angebot, kann sich aber auch schnell wie ein vorgezeichneter und alternativloser Lebensweg anfühlen. Was passiert mit dir, wenn du feststellst, dass du die falschen Zutaten für deinen »Serviervorschlag« hast? Was passiert, wenn du dir alter-

native Lebensentwürfe schlicht nicht vorstellen kannst, weil es dafür keine Vorbilder gibt? Darf ich als Frau auch mit Frauen zusammen sein? Darf ich mich dagegen entscheiden, Kinder zu bekommen? Darf ich darüber nachdenken, ob ich überhaupt eine Frau bin?

Ich glaube, gerade für Kinder ist es wichtig zu verstehen, dass es ganz viele unterschiedliche Serviervorschläge gibt. Als du im Laden gewesen bist, lieber Jonas, hatte ich dir ja von meiner Begeisterung für Kinderbücher erzählt. Für mich sind sie ein gutes Beispiel dafür, in welcher fest zementierten gesellschaftlichen Normen wir leben. Kinder lernen bereits im Kindergartenalter, welchen Menschen in unserer Gesellschaft welcher Platz gebührt, was als normal, schön und akzeptiert gilt. Durch das, was Kinderbücher zeigen und erzählen, vermitteln sie einen Eindruck davon, was anerkannt oder abgelehnt wird. Doch viel interessanter als die Frage, wer gezeigt wird, ist vielleicht die Frage, wer nicht gezeigt wird: Wer kommt *nicht* vor? Welche Geschichten werden *nicht* erzählt?

Für Kinder ist es wichtig, ein positives und akzeptierendes Selbstbild zu entwickeln. Darauf können Kinderbücher einen großen Einfluss haben, genauso wie Spielzeug und Fernsehserien – oder später dann die sozialen Medien. Kinderbücher haben die Chance, fest zementierte Normen und Vorstellungswelten aufzubrechen, indem sie Geschichten aus anderen Perspektiven erzählen – so wie besagter Fernsehbeitrag über Katja, die für viele Kinder vielleicht sogar die erste trans\* Frau gewesen sein mag, die ihnen begegnet ist. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass Kinderbücher Normen verstärken und Vorstellungswelten begrenzen: Wenn es in Büchern keine Feuerwehrfrauen, keine Ärztinnen oder Dachdeckerinnen gibt, dann glauben Mädchen irgendwann, dass ihnen bestimmte Berufe einfach nicht zugänglich sind. Es ist schwer von etwas zu träumen, wenn du es nicht sehen kannst.

Vielen weißen, heterosexuellen, gesunden cis Menschen fällt oft gar nicht auf, welche Geschichten in Büchern nicht erzählt werden. Es ist mühsam, immer wieder hinzuschauen und – auch die ei-

genen – Lücken und Leerstellen zu hinterfragen. Was mir dabei hilft, ist mir immer wieder vor Augen zu führen, was eigentlich der Erzählstandard in den meisten Kinderbüchern ist. Als Norm gilt: deutsch, weiß, männlich, hetero, schlank, gesund, cis. In den allermeisten Fällen gibt es zwei Elternteile, zwei Kinder (ein Junge und ein Mädchen), ein Haustier, ein Haus und ein Auto, in dem alle Familienmitglieder ausreichend Platz haben.

Seit ein paar Jahren verändert sich diese standardisierte Welt, die zementierte Norm wird immer bröckeliger. Es gibt deutlich mehr Kinderbücher, in denen das Kind auch mal von zwei Vätern aus dem Kindergarten abgeholt wird oder von einer alleinerziehenden Mutter. Es gibt Patchworkfamilien, und in letzter Zeit habe ich in Kinderbüchern auch immer mehr Eltern entdeckt, die Tattoos haben – oder Kinder, die Brillen tragen. Das Thema trans\* dagegen taucht bisher nur vereinzelt auf und wenn, dann werden die Geschichten meist – als ginge es darum, sie abzuschwächen und leichter verdaulich zu machen – aus der Perspektive von

Tieren erzählt. Da geht es dann um den Fuchs, der kein Hase sein möchte, oder um die Teddybärin, die kein Teddybär mehr ist.

Ganz ähnlich sieht es auch bei dem Thema nicht-binär aus. Vor ein paar Wochen war eine Kundin bei mir im Laden, die ein Buch für ihr Geschwisterkind suchte, das sich als nicht-binär geoutet hatte. Es ist für mich oft sehr schwer zu ertragen, wenn ich in solchen Situationen sagen muss: »Leider gibt es da noch nicht allzu viel.« Manchmal habe ich das Gefühl, je schwerer der Zugang zu einem Thema für Außenstehende ist, desto länger dauert es, bis es literarisch umgesetzt wird. Während viele inzwischen verstehen können, dass ein Mann auch einen anderen Mann lieben kann oder eine Frau eine andere Frau, ist es für manche Menschen immer noch schwer zu begreifen, was es bedeutet, wenn jemand trans\* ist – oder gar nicht-binär. Es sprengt die normierten Vorstellungen in unserem Kopf. Wir sortieren Babys in Rosa und Blau ein, weil wir die Sicherheit brauchen, Menschen zuzuordnen zu können.

Bei mir im Buchladen bekomme ich natürlich nur einen klitzekleinen und sehr bestimmten Ausschnitt an Menschen mit, aber bei den Kund\*innen, die zu mir kommen, bemerke ich einen starken Wunsch danach, die eigenen Familienkonstellationen in Büchern wiederzufinden.

Ich glaube, es gibt für diese Themen – queere Themen und besonders das Thema trans\* – auch keine Altersgrenze. Sie sollten so früh angesprochen werden, wie bei Kindern die Phase der Selbstfindung beginnt. Es ist wichtig, altersgerecht im Bilderbuch zu zeigen, dass es völlig okay ist, als Junge einen Rock zu tragen. Es ist wichtig zu sagen: »Du darfst anziehen, was du willst – Jungen tragen auch Kleider.« Aber genauso wichtig ist es, diesem Jungen mitzuteilen: »Das darf auch deine Identität sein, du kannst auch ein Mädchen im Kleid sein.« Ein Kind kann nur das werden, was es sieht. Wenn da in den Kinderbüchern nichts ist, was dem Kind ein Vorbild sein kann, dann wird die Suche nach der eigenen Identität oft zu einem schmerzhaften und langwierigen Prozess.